

## Editorial

Die Geschichte der Soldaten steht neuerlich zur Disposition. Sie ist Gegenstand (nicht nur) wissenschaftlicher Debatten und Kontroversen und wird, wie nie zuvor, einer breiten Palette von sozial-, kultur- und mentalitätsgeschichtlichen oder subjektorientierten, auch disziplinierungstheoretischen Ansätzen unterzogen. Eine solche „neue Militärgeschichte“ zielt nicht zuletzt darauf ab, die lange vorherrschende „Eigengeschichte“ des Militärs mit ihren apologetischen Tendenzen endgültig zu überwinden. An deren Stelle treten allmählich die Konturen einer differenzierteren Geschichte der tötenden und getöteten, patriotischen und widerständigen, freiwillig eingerückten oder wehrpflichtigen Soldaten in- und außerhalb der Kasernen, und das Bemühen, pauschalisierende Darstellungen ihrer realiter komplexen Militär- und Kriegserfahrungen im Kontext hegemonialer Erinnerungskulturen ebenso wirksam zu dekonstruieren.

Die Paradigmen der Geschlechterforschung haben in diesen Prozess der Öffnung und Umschreibung bislang noch relativ selten Eingang gefunden. Das erstaunt, weil gegenwärtig viele Armeen sogar ihre Kampfpositionen für Frauen öffnen und auch das Konstrukt der „friedfertigen Frau“ historiographisch längst einem genaueren Bild der aktiven weiblichen Teilnahme an Krieg und Militärwesen gewichen ist. Zudem haben feministische Theoretikerinnen seit längerem darauf verwiesen, dass die Institution des Militärs – und hier insbesondere der Typus der Wehrpflichtarmeen des 19. und 20. Jahrhunderts – zentraler Ort der Herstellung und Aneignung von Geschlecht ist. Doch erst die neuere „Männer- und Geschlechtergeschichte“, die derzeit auch in Deutschland, Österreich und der Schweiz an Boden gewinnt, rückte auch die Männlichkeit/en der Soldaten in den Vordergrund und motivierte so neue empirische Forschungen von Männern wie von Frauen.

Das vorliegende Heft „Soldaten“ will einen Einblick in dieses sich konstituierende Forschungsfeld geben und dabei auch kritisch nach den viel strapazierten, häufig genuin mit Krieg und Gewalt verknüpften Männlichkeit/en von Soldaten fragen. Wie wurde ihr Geschlecht in den militärischen Diskursen der Kriegs- und Nachkriegszeiten konstruiert, wie in Bezug gesetzt zum staatlich legitimierten Töten im Krieg? Korrelieren subjektive Sinnstiftungen mit hegemonialen Männlichkeitsbildern und deren Militarisierung? Wo zeigen sich Widersprüche und Brüche, antagonistische Erinnerungen und Erfahrungen? Und nicht zuletzt: Wie lässt sich die relationale Kategorie „Männlichkeit“ methodisch fassen? Und welche Vorschläge für ihre Anbindung an parallele Konstruktionen von „Weiblichkeit“ und die Geschlechterdifferenz werden in der aktuellen Forschung diskutiert?

Die erste Autorin des Heftes, Sandra Maß, hat als Fokus solcher Fragestellungen den Soldatenkörper gewählt. Der zerstückelte Körper als Folge des industrialisierten Krieges wird in der Kriegspropaganda des Ersten Weltkrieges gegen den Einsatz von Kolonialtruppen zur Folge des grausamen, unzivilisierten Verhaltens von Kolonialsoldaten umgedeutet. Die Ohnmachtserfahrungen weißer Männer und ihre Kriegsverletzungen führen auch nach dem Krieg in der beispiellos rassistischen Kampagne gegen die Anwesenheit afrikanischer Besatzungssoldaten in Deutschland zu einer enormen symbolischen Verdichtung des Redens über Krieg und Männlichkeit. Zugleich erfindet die Propaganda mittels der Formel von der ‚Lustseuche‘ den Angriff auf den „Volkskörper“ – ein Angriff, in dem die Kolonialsoldaten und die eigenen Frauen gemeinsam zur Überlebensbedrohung der einheimischen Männer werden. Mit ihrer Analyse der Zusammenhänge von rassistischer Kriegs- und Nachkriegspropaganda, traumatisierenden Kriegserfahrungen und Entwürfen von Männlichkeitsmodellen gelingt es Sandra Maß, die bisherige Diskussion des Verhältnisses von „Volkskörper“ und Frauenkörper um die Perspektive des Männerkörpers zu erweitern.

Im anschließenden Beitrag fragen Siegfried Mattl und Noora Sotaniemi nach der männlich-soldatischen Erinnerungskultur und deren Männlichkeits-Konstruktionen am Beispiel der österreichischen Gebirgsjäger im Finnlandkrieg von 1941 bis 1944. Deren Bannung des Körpergedächtnisses zeigt sich exemplarisch im Muster der Verräumlichung der Kriegserfahrung als Reise und Passage. Als typisch für die Bearbeitung der Finnland-Erfahrungen erweisen sich die am Ideal des Einzelkampfes orientierte Rede vom „indianischen Krieg“ und der Exotismus der finnischen „Lottas“, wie die Mitarbeiterinnen der dortigen Frauenhilfsorganisation hießen. Seit Mitte der 50er Jahre setzte in Österreich eine Traditionsbildung ein, die das Konzept der Kameradschaft zu einer Entpolitisierung des Krieges nutzte. Diese gelang den am Finnlandkrieg Beteiligten zum einen über die Stilisierung von Natur und Klima, zum anderen über die Konstruktion von Kameradschaft als organischer Wertegemeinschaft, die auf der gemeinsamen Erfahrung der Grenzüberschreitung des Subjektes aufbaute.

Dass der Analyse subjektiver Quellen unterschiedlichster Provenienz in der „neuen Militärgeschichte“ ein großer Stellenwert zukommt, demonstriert auch Martin Scheutz. Er untersucht anhand ausgewählter Selbstzeugnisse von geistlichen Männern und Frauen das zeitgenössische Soldatenbild des Dreißigjährigen Krieges. Dabei geht es ihm darum, wenigstens ansatzweise das monochrome Soldatenbild des mordenden Mannes zu überwinden. Stehen auf der einen Seite negative, oft stark sexualisierte Zuschreibungen, so finden sich – wohl nicht zufällig in geistlichen Selbstzeugnissen – in der Rolle der *Salva Guardia* auch Ansätze zu einer positiveren und differenzierteren Sicht. Im Unterschied zum Soldatenbild, für das die Stereotype klar dominieren, zeigen die Selbstzeugnisse der männlichen und weiblichen Geistlichen, dass diese durch den Krieg zu Modifikationen ihrer Rollenbilder gezwungen wurden. Deutlich wird zudem, dass Gewalt gegen (geistliche) Männer erwähnt werden konnte, während Gewalt gegen (geistliche) Frauen als Leerstelle tabuisiert werden musste.

Der Heftschwerpunkt schließt mit einem Beitrag, der in die Gegenwart führt, konkret zur heute viel diskutierten Figur des ‚weiblichen Soldaten‘ – oder zur ‚Soldatin‘ als gleichgestelltem Pendant? Christine Eifler nimmt die aktuelle militärische Einbeziehung von Frauen zum Ausgangspunkt der Frage nach den Implikationen unter dem Aspekt der Gleichberechtigung: Die Vergeschlechtlichung der militärischen Profession gerate so jedenfalls unter Druck und stelle die staatlich legitime Gewaltausübung als besonderes Privileg der Männer ebenso in Frage wie die Schutzmetapher beziehungsweise den Opferstatus der Frauen; biologisierende und differenzbetonende Legitimationsstrategien würden dadurch an Wirkungskraft verlieren. Am Beispiel der russischen und der US-amerikanischen Armeen analysiert die Autorin vergleichend die sehr verschiedenen kulturellen Aushandlungsprozesse um die öffentliche Anerkennung der Soldatinnen, deren widersprüchliche symbolische Vereinnahmungen sie zurück bis zum Zweiten Weltkrieg verfolgt. Dabei werden auch Integrationsprobleme dargestellt, die vom erschwerten Zugang zu Kampfpositionen über die Festschreibung auf weiblich konnotierte Rollen und Aufgaben bis hin zur Sexualisierung und sexueller Gewalt reichen.

Auch der offene Beitrag dieses Heftes handelt vom Krieg, nämlich vom Zweiten Weltkrieg. Elizabeth Harvey veranschaulicht, wie im damaligen ‚Distrikt Galizien‘ der NS-Vernichtungskrieg seit 1941 Schritt für Schritt geplant und exekutiert worden ist. An der Umsetzung des vorbereitenden ‚Volkstumskampfes‘ hatten auch deutsche Kindergärtnerinnen teil, die dort eingesetzt waren, solange die Wehrmacht das Gebiet militärisch ‚sicherte‘. Harvey analysiert minutiös das Selbstverständnis und die Motivationen dieser Frauen. Sie übten zwar eine „typisch weibliche Tätigkeit“ gemäß der ihnen in der NS-Geschlechterideologie zugestandenen Berufsmöglichkeiten aus, fungierten im Rahmen der ‚Besatzungsherrschaft‘ aber gleichzeitig als einflussreiche und selbstbewusste Frauen des lokalen öffentlichen Lebens, die bis zuletzt ‚durchhielten‘. Der Beitrag behandelt daher abschließend die Frage, inwieweit die untersuchten Kindergärtnerinnen als Zeuginnen, Komplizinnen und Mittäterinnen der mörderischen NS-Besatzungspolitik anzusehen sind.

Die Rubriken „Im Gespräch“ und „Aktuelles und Kommentare“ führen manche dieser Schwerpunkte fort. Das gilt besonders für ein in gekürzter Form gedrucktes Gespräch zwischen der Filmemacherin Ruth Beckermann und der Soziolinguistin Ruth Wodak, in dem, ausgehend vom Film „Jenseits des Krieges“, noch einmal der NS-Vernichtungskrieg drastisch vor Augen geführt wird – als ein Krieg, der in den Erinnerungen der inzwischen alt gewordenen ehemaligen Wehrmachtssoldaten noch immer als ‚normaler Krieg‘ von der Shoah und anderen Kriegsverbrechen abgespalten wird. Weiters haben wir die Militärsoziologin Ruth Seifert und die Historikerin Karen Hagemann dazu eingeladen, aus ihrer jeweiligen Sicht eine erste Bilanz der seit den frühen 90er Jahren begonnenen Diskussionen um die Zusammenhänge von Militär, Krieg und Geschlecht innerhalb ihrer Disziplinen zu ziehen. Das Resümee fällt vorsichtig und durchaus ambivalent aus – und zeugt dennoch davon, dass es in Deutschland in Ansätzen bereits gelungen ist, etablierte militärische Forschungseinrichtungen und -vereinigungen zur Militärgeschichte einer feministischen Kritik zu unterziehen. Das wäre auch für andere Länder wünschenswert.

Zuletzt bleibt darauf hinzuweisen, dass *L'Homme. Z. F. G.* in Zukunft konsequenter als zuvor die Diskussion mit der Frauen- und Geschlechtergeschichte in Ost- und Südosteuropa führen will. Ayşe Durakbaşa und Necla Akgökçe leisten dazu im neugeschaffenen „Forum“ einen ersten Beitrag mit einem Überblick über die Frauengeschichte in der Türkei; die Serie wird fortgesetzt.

*Susanna Burghartz und Christa Hämmerle*